

Amanda Cox

*Zusammen*  
sind wir  
*Zuhause*

  
Francke

# Kapitel 1

8. September 1994

Die Leute hielten ihn für heimatlos, weil er keine eigene Adresse hatte, aber Harvey James wäre auch heimatlos gewesen, wenn ihm das mit Türmen versehene Anwesen unweit der State Route 460 gehört hätte. Um ein Zuhause zu haben, musste man das Gefühl haben, irgendwohin zu gehören. Der Grünstreifen neben der Autobahn kam dem bis jetzt am nächsten.

Endlose Reihen von Scheinwerferlicht und Windstöße von vorbeifahrenden Autos auf dem Zubringer fingen sich im Gebüsch, in dem er nach Überresten des Lebens anderer Leute suchte. Dinge, die nicht vermisst wurden. Einige von ihnen wütend aus dem Fenster geworfen. Andere versehentlich verloren, weil das Gepäck nicht richtig festgebunden worden war. Harvey strich sich das feuchte Haar aus den Augen und zog die kleinen Zweige heraus, die auf seiner Stirn klebten.

Während er versuchte, Umrisse zu erkennen, die nicht in das wilde Dickicht aus Unkraut gehörten, ging Harvey die Linie entlang – die Grenze zwischen dem, was der Bundesstaat pflegte, um den Ruf der Autobahn als Aussichtsstraße zu erhalten, und den Stellen, die unberührt und verwildert waren. Er hob die Taschenlampe an, die er letzte Woche gefunden hatte. Der Lichtstrahl bohrte sich in die Dämmerung.

Ein Koffer lag auf der Seite, vom Asphalt zerschrammt. Harvey kniete sich hin und fingerte an dem Reißverschluss herum. Er stöhnte. Wieder mal Hawaiihemden und Badehosen. Es wäre schön, wenn jemand zur Abwechslung mal normale Kleidung verlieren könnte.

Er nahm den Stapel Hemden und drei Miniflaschen mit Hotelshampoo und stopfte sie in seine Tasche.

Eine Flaute im schnellen Verkehr tauchte den Standstreifen in unheimliche Stille. Da drang ein merkwürdiges Geräusch an sein Ohr – leise, aber auffällig, weil es nicht zum Straßenlärm passte. Ein Wimmern. Eine ausgesetzte Katze?

Harvey wurde das Herz schwer. Bei all seinen Beutezügen entsetzte ihn nichts so sehr wie verstoßene Lebewesen.

Einmal hatte er versucht, einen streunenden Hund zu behalten. Der arme Kerl. Taub und halb blind wahrscheinlich. Der Hund hatte nicht mehr lange gelebt. Autobahnen waren ein Ort für Eile und Wahnsinn. Nicht für lebendige Wesen.

Seufzend wandte er sich wieder seinem Lager zu. Es war eine hässliche Wahrheit, aber das Tier wäre besser dran, wenn er der Natur ihren Lauf ließ, anstand es zu pflegen und das Unvermeidliche nur hinauszuzögern.

Drei Fahrzeuge rasten vorbei, jedes bestrebt, das vorige zu überholen. Sie torpedierten die Stille mit ihren frisierten Auspuffrohren, sodass Harvey ein Schauer über den Rücken lief.

Als der Lärm sich entfernte und leiser wurde, klingelte es in Harveys Ohren immer noch. Er massierte seine Kiefergelenke, um das Geräusch zu vertreiben. Das leise Jaulen ertönte erneut in der Stille. Diesmal kräftiger, wütend. Harvey erstarrte.

*Ein Mensch.*

Langsam drehte Harvey sich um und hob die Taschenlampe, um im Gebüsch die Ursache des Geräusches zu suchen.

Der Straßenverkehr nahm wieder an Fahrt auf und die Windstöße verwehten das Wimmern. Harvey öffnete den Mund, um das kleine Ding wissen zu lassen, dass er kam, aber das Bewusstsein, wie lächerlich das Ganze war, ließ ihn den Mund unverrichteter Dinge wieder schließen.

Die Taschenlampe in seiner zitternden Hand warf einen tanzenden Lichtkegel auf die Büsche. Harvey ging weiter und lauschte angestrengt.

Endlich kam wieder eine Lücke im Verkehr. In der Stille hörte Harvey wieder das Weinen. Es kam tiefer aus dem Gebüsch, als er zunächst gedacht hatte.

Da! Ein Trampelpfad zeigte an, wo vor ihm jemand gelaufen war. Er schlug die Äste zur Seite, die über den Weg hingen, und schwenkte seine Lampe hin und her. Das Hämmern seines Herzens spiegelte die Dringlichkeit des schwachen Wimmerns wider.

Plötzlich blieb Harvey wie angewurzelt stehen. In anderthalb Metern Entfernung wand sich ein Bündel Stoff auf dem Boden. Harvey atmete tief ein und schlich weiter.

Er kniete sich hin, sodass das Unterholz ihn in die Knie stach. Ein merkwürdiger Geruch hing in der Luft, süßlich und streng zugleich. Harvey legte die Lampe auf den Boden und richtete den Lichtstrahl aus, dann griff er nach einer Ecke des Tuchs, um dieses fremde Wesen aufzudecken, dessen Schreien sich in ein schwaches Grunzen und Wimmern verwandelt hatte.

Harvey wich zurück. Das winzige Ding mit fest zusammengekniffenen Augen war von getrocknetem Blut und einer trüben weißen Substanz bedeckt. Mit der Stoffecke wischte er das Gesicht des Babys ab und hockte sich dann neben das Bündel, um nach möglichen Verletzungen zu suchen. Bei der Berührung hörte der Säugling auf zu weinen und blinzelte. Einen flüchtigen Moment lang begegneten ihre Blicke sich.

Alles verblasste. Er hörte keinen Lärm von der Straße mehr. Kein Sirren der Mücken um seine Ohren. Eine winzige Faust reckte sich in die Luft. Er berührte die Handfläche des Babys und es legte die rosafarbenen Finger um Harveys Daumen.

Ein Gefühl der Wärme explodierte in seiner Brust und strömte durch seinen ganzen Körper. Er nahm das Bündel auf den Arm und rieb es vorsichtig mit einem der Hemden ab, bis alles Blut von der vollkommenen rosigen Haut des Kindes abgewischt war. Ein unverletztes kleines Mädchen, nackt. In ein Männerhemd aus Flanell gewickelt.

Harvey stand auf und drehte sich langsam im Kreis, das Baby

fest im Arm. Woher war die Kleine gekommen? Wer hatte sie hier zurückgelassen?

Er löste die oberen zwei Knöpfe seines großen Hemdes und schob das Baby darunter, um ihm von seiner Körperwärme abzugeben. Würde das wilde Hämmern seines Herzens den kleinen Ohren wehtun?

Das Mädchen hatte auf dem ganzen Kopf dunkles, flaumiges Haar. Jetzt, wo es getrocknet war, stand es in wirren Locken ab, die ihn an der Brust kitzelten. Er strich der Kleinen über die Wange und sie drehte ruckartig den Kopf in seine Richtung, auf der Suche nach der Berührung. Ein leises Grunzen. Mit offenem Mund tastete sie auf seiner Haut. »Tut mir leid, Kleines. Ich habe nichts für dich. Wir gehen jetzt erst mal zum Lager zurück und überlegen, was wir machen.« Er hatte Kisten mit allen möglichen Dingen, die er aufbewahrte, bis er irgendwann vielleicht Verwendung dafür fand, aber keine dieser Kisten enthielt Fläschchen oder Milchpulver.

Das Baby erkannte wohl, dass es nichts zu essen gab, und hörte auf zu quengeln. Stattdessen schmiegte es sich an ihn und schlief ein, eingelullt von seinen wiegenden langen Schritten. Harvey presste die Lippen zusammen.

Sollte er die Kleine in einen Korb legen und auf der Treppe eines schönen Vorstadthauses absetzen? Oder an einem Krankenhaus? Ein Schauer durchfuhr ihn und das Baby wand sich bei der Bewegung. Nein. Er konnte sie nicht irgendwo liegen lassen. Er war in seiner eigenen Kindheit von den Launen anderer abhängig gewesen und so ein Leben wollte er für dieses kleine Ding nicht, das kaum mehr als ein paar Stunden alt und schon verlassen worden war.

Als sie sein Lager erreicht hatten, eine Lichtung, umgeben von Pinien, ging er in den Verschlag, den er sich in den vergangenen Jahren aus alten Brettern, Betonsteinen und einer Plane gezimmert hatte. Dort legte er den Säugling auf seine Matte, damit er in seinen Vorräten kramen konnte.

Seine Vorratstonnen enthielten kistenweise Nudeln in Styroporbechern. Im vergangenen Frühjahr hatte ein Arbeitstrupp einen umgestürzten Lkw geborgen und Hunderte Fertiggerichte als Müll zurückgelassen. Harvey würde noch jahrelang verlorene Nudeln essen.

Harvey mochte obdachlos sein, aber er bettelte nicht. In den dreißig Jahren, die er jetzt schon auf dieser Erde unterwegs war, hatte er noch nie jemanden um irgendetwas gebeten. Brauchte er auch nicht. Die Leute verloren so viel und warfen so viel weg, dass er davon leben konnte. Aber da Neugeborene keine Nudeln essen konnten und auch nicht den Fisch, den er im Fluss gefangen hatte, war es jetzt an der Zeit, von seiner bisherigen Lebensweise abzuweichen.

Er konnte nicht warten, bis eine Windel von irgendeinem Gepäckträger fiel.

# Kapitel 2

## *Gegenwart*

Die Atmosphäre in ihrem Büro war plötzlich anders – es war dieses beinahe unmerkliche Gefühl, dass noch jemand da war. Ivy schloss einen Ordner und hob den Kopf. Ein Paar schokoladenbraune Augen in glatter, gebräunter Haut lugten um den Türrahmen herum. Emmet Rawlings, ihr Lieblingsschüler aus der vierten Klasse.

Diese ausdrucksstarken Augen tanzten und lachten normalerweise und erzählten tausend Geschichten. Aber heute lag in diesen tiefen, gefühlvollen Seen nur eine Botschaft. Etwas Zerbrochenes, Scharfkantiges. Ein Ausdruck, wie er niemals in dem Gesicht eines Neunjährigen zu sehen sein sollte.

Auch wenn es Spaß machte, mit ihren bunten, albernen Puppen in die Klassen zu gehen und die Kinder mit Schulungen für soziales Verhalten zu sensibilisieren und starke Charaktereigenschaften zu fördern, waren diese Begegnungen mit einzelnen Schülern der wahre Grund dafür, dass Ivy überhaupt Schulsozialarbeiterin geworden war. Doch der Kummer in Emmets Augen gab ihr das Gefühl, dass die Tinte auf ihrem Diplom noch nicht lange genug getrocknet war. So als würde sie verwischen, wenn man sie berührte.

»Hallo, Emmet.«

Das Kind zögerte in der Tür, eine Rolle aus Papier in einer zitternden Hand und den Erlaubnisschein, während der Schulstunde den Klassenraum zu verlassen, in der anderen. »Hat Mrs Lee dich geschickt?«

Er nickte einmal.

»Dann komm doch rein.«

Der Junge kam langsam ins Büro geschlichen und kauerte sich dann auf dem Sessel zusammen, der vor Ivys Schreibtisch stand, die Arme um die Knie geschlungen. Er sah so winzig aus in dem eigentlich für Erwachsene konzipierten Möbelstück.

»Was ist denn los, junger Mann? Du bist ja heute gar nicht du selbst.«

Emmet vergrub den Kopf in den Knien. Seine Hand krallte sich um das Blatt Papier.

O weh! Das war nicht gerade die beste Art, die Unterhaltung zu beginnen. Ivy biss sich auf die Lippe. Vielleicht sollte sie besser Marilyn holen. Die erfahrene Kollegin würde die Situation sicher mit mehr Feingefühl meistern, als Ivy bisher an den Tag gelegt hatte.

Sie betrachtete das aufgerollte Papier in Emmets Hand. »Hast du eine Nachricht von Mrs Lee?«

Er schüttelte den Kopf, schob den Erlaubnisschein der Lehrerin auf Ivys Schreibtisch und zog sich wieder zurück.

»Willst du reden?«

Noch ein Kopfschütteln.

Ivy unterdrückte ein Seufzen. Grundwissen psychologische Beratung. Erstens: Eröffne nie ein Gespräch mit einer geschlossenen Frage. Jedenfalls nicht, wenn du jemanden zum Reden bringen willst. Zweitens: Neunjährige Jungen reden fast nie freiwillig über das, was ihnen zu schaffen macht.

Ivy massierte ihre Stirn. Sie machte sich selbst zu viel Druck. Sie war nicht die Schulschwester, die Pflaster mit Comicfiguren auf aufgeschürfte Knie klebte. Es war möglich, dass Ivy gar nichts tun konnte, um Emmet in seinem Kummer zu helfen. Aber sie konnte für ihn da sein und ihm ein verständnisvolles Herz schenken. Liebe.

»Weißt du, ich habe auch einen ziemlich anstrengenden Tag heute. Was hältst du davon, wenn wir ein paar Minuten Pause machen? Ich habe da drüben ein Regal mit vielen coolen Sachen.« Sie zeigte auf die gegenüberliegende Seite des Büros. »Puzzle,



Brettspiele, ein paar Spielsachen, Bücher. Und die Sitzsäcke sind viel bequemer als der olle steife Sessel, auf dem du gerade sitzt.«

Emmet warf dem hohen Bücherregal in der Ecke mit seinen versprochenen Vergnügungen einen Blick zu.

»Such dir ein Spiel aus oder was anderes, was wir machen können. Ich weiß nicht, wie es dir geht, aber ich könnte was zum Lachen gebrauchen.«

Der Junge stand auf, noch immer schweigsam, suchte das Regal ab und griff dann nach einer winzigen Plastiktoilette. Mit einer Hand hielt er immer noch das Blatt Papier umklammert. Er wandte sich um und Ivy sah in seinen Augen einen Anflug von Schalk, aber auch eine Frage.

Sie stöhnte übertrieben. »Das da? Och nee, Emmet. Alles, nur das nicht.« Es war ein ziemlich albernes Spiel – eine Spielzeugtoilette, aus der Wasser spritzte, wenn man auf der Klopapierrolle die falsche Zahl drehte. Als sie das Ding gekauft hatte, hatte ihr Verlobter Seth sie mit einer mündlichen Dissertation über die gezielte Verblödung amerikanischer Kinder bedacht. Aber sie hatte das alberne Spielzeug nicht gekauft, um die Kinder zu mehr Leistung anzutreiben.

Emmet grinste.

»Also gut, du hast gewonnen. Hol dir mal einen Sitzsack.« Ivy füllte die Toilette am Waschbecken hinter ihrem Schreibtisch mit Wasser. »Aber du fängst an.«

Emmet drehte die Klopapierrolle aus Plastik. »Eine Eins«, flüsterte er. Seine Lippe verschwand zwischen seinen Zähnen und er betätigte den Hebel der Spülung. Das Spielzeug machte ein Geräusch, als würde eine Toilette abgezogen. Er warf Ivy einen unsicheren Blick zu. »Sie sind dran.«

Ivy drehte die Rolle. Sie stöhnte. »Eine Vier? Das ist mein Untergang.«

Emmet grinste noch breiter.

Mit einer Grimasse betätigte Ivy die Spülung – einmal, zweimal, dreimal. Emmet lehnte sich zurück und kicherte. Ivy rümpfte die

Nase. Das war's. Aber beim vierten Mal spülen war sie immer noch nicht nass geworden.

»Ha, jetzt bist du wieder dran, Emmet. Du kriegst es jetzt ab.«

Er drehte die Klorolle. »Eine Eins!« Er reckte die Faust in die Luft.

»Freu dich nicht zu früh«, warnte sie.

Er betätigte die Spülung. Immer noch keine Wasserspritzer. Jetzt lachte er richtig. »Sie machen besser den Mund zu, Ms Ivy.«

Ivy stöhnte und bemühte all ihre mageren Schauspielkünste, um so zu tun, als hätte sie Angst vor dem Wasserstrahl. Ihre nächste Zahl war eine Drei. Einmal gespült, zweimal. Dann spritzte das Wasser. Genau in ihre Nase. Sie prustete und hustete.

Jetzt krümmte Emmet sich vor Lachen. Zwischendrin keuchte er: »Okay, jetzt ein neues Spiel.«

»Oh nein, kommt nicht infrage. Ich will eine Revanche.«

Sie spielten noch drei Runden und wurden beide nass. Emmets schadenfrohes Lachen erfüllte Ivys Herz mit Freude, aber das zerknitterte Papier ließ der Junge immer noch nicht los

Ivy stellte das Spielzeug wieder ins Regal und nahm auf dem Sitzsack gegenüber von Emmet Platz, während der Junge in ihrem Korb mit Puppen kramte. »Sag mal, was hast du da eigentlich in der Hand?«

Er senkte den Blick auf den bunten Teppich.

»Hast du was dagegen, wenn ich mir das mal ansehe?«

Er zuckte mit den Schultern, hielt ihr aber das Blatt hin.

Ivy entrollte das Papier und strich es auf ihrem Knie glatt. Es versetzte ihr einen Stich ins Herz, als sie die Aufgabe betrachtete und die Sorgfalt, die er auf seinen Familienstammbaum verwendet hatte.

Mit feinen Schraffierungen hatte er dem Baumstamm und den Ästen Tiefe und Struktur verliehen. Sein Name stand ordentlich auf der dafür vorgesehenen Linie. An den Stellen, an denen die Namen seiner Eltern hätten stehen sollen, war so oft geschrieben und radiert worden, dass er Löcher in das Blatt gerissen hatte.

Ivy fuhr mit den Fingern über die freien Felder und wagte kaum zu atmen. »Kann ich dir ein Geheimnis erzählen, Emmet? Etwas, das ich noch nie jemandem erzählt habe?«

Er hob den Kopf.

»Es ist meine berufliche Meinung, dass die Aufgabe, den eigenen Stammbaum zu malen, die allerblödeste Idee auf dem gesamten Planeten ist.«

Der Hauch eines Lächelns zupfte an Emmets Mundwinkeln.

»Und kann ich dir noch was erzählen?«

Er nickte und wischte sich mit einem lauten Schniefen über die Wangen.

»Ich wurde adoptiert.«

Emmet richtete sich auf und seine dunklen Augen suchten ihre.

»Es ist gar nicht so einfach, diese Felder auszufüllen, oder? Ich weiß nicht, wer meine leiblichen Eltern sind. Ich wünschte, ich wüsste es. Was ist mit dir? Wieso magst du keine Stammbäume?«

Emmet holte tief Luft. »Ich weiß nicht, wer wirklich mein Vater ist. Von meiner Mutter hab ich ein paar Briefe gekriegt. Ich habe gute Eltern, also meine Pflegeeltern. Sie haben mich lieb. Ich hab sie auch lieb. Bin schon ganz lange bei ihnen. Aber als ich diesen blöden Baum ausgefüllt hab, hat es sich einfach falsch angefühlt.«

Das Gefühl kannte sie nur zu gut. Als sie in der dritten Klasse war, hatte Ivy keine Ahnung gehabt, dass alle in ihrer Kleinstadt von ihrer Adoption wussten. Die freche Britney Hall hatte dazwischengerufen, als Ivy ihren Stammbaum präsentiert hatte. Sie hatte gesagt, Ivy würde lügen. Ihre Adoptiveltern seien gar nicht ihre *echte* Familie. Die Leute, die sie in den Baum geschrieben hatte, seien ja gar nicht mit ihr verwandt. Komisch, dass eine so einfache Erinnerung selbst nach so langer Zeit noch in der Seele wehtat.

Ivy räusperte sich, um den Kloß in ihrer Kehle loszuwerden. »Stammbäume können ganz schön knifflig sein und das ist in Ordnung. Deiner ist was ganz Besonderes und braucht ein bisschen mehr Zeit und Sorgfalt. Was hältst du davon, wenn ich

deiner Lehrerin eine Nachricht schreibe, damit du das Blatt mit nach Hause nehmen darfst? Dann kannst du mit deinen Pflegeeltern zusammen deinen Stammbaum malen. Ich habe das Gefühl, wenn ihr es gemeinsam versucht, kannst du einen Baum malen, mit dem du zufrieden bist.«

Sie sah auf den Stundenplan. »Es sind noch zehn Minuten bis zur Pause. Ich schreibe deiner Lehrerin eine Nachricht und du kannst lesen oder mit Legos bauen, während ich das mache. Und wenn du magst, kannst du in der Pause zu deinen Klassenkameraden auf den Schulhof gehen.« Das würde ein bisschen einfacher sein, als in die Klasse zurückzugehen, wenn alle ihn anstarrten.

Emmet lächelte ein wenig und nickte.

Ein paar Minuten später stand Ivy im Türrahmen und sah zu, wie Emmet auf dem Weg in die Pause zu seinen Mitschülern aufschloss, nun wieder mit seinem zuversichtlichen, federnden Gang. Wärme breitete sich in Ivys Bauch aus und verdrängte den Kummer. *Das ist der Grund, warum ich diese Arbeit mache.*

Cheryl, die Sekretärin, streckte den Kopf aus dem Hauptbüro. »Mensch, Ivy, wie hast du das denn hingekriegt? Emmet war völlig niedergeschlagen, als er kam, und jetzt geht er wie auf Wolken.«

Ivy zuckte mit den Schultern. »Manchmal muss ein Mensch nur wissen, dass er nicht allein auf der Welt ist. Dass jemand anders versteht, was ihm wehtut.«

»Du kannst mit diesen Kindern gut umgehen. Ich hoffe, du weißt das. Die sind ganz vernarrt in diese verrückten Handpuppen. Und ich habe schon andere Kinder aus deinem Büro kommen sehen so wie Emmet. Mit Hoffnung und Fröhlichkeit im Gesicht, die vorher nicht da waren.«

Ivy senkte den Kopf. »Ach, hör auf. Warum schmierst du mir eigentlich Honig um den Mund? Brauchst du etwa jemanden, der den Fahrdienst übernimmt?«

Cheryl stemmte die Hände in die Hüften, aber ein Mundwinkel zuckte. »Entschuldige mal? Wann habe ich denn so was schon mal gemacht?«

Ivy lachte. Wem Cheryl keinen Honig ums Maul schmierte, den bestach sie mit anderen Methoden.

»Ich will nur wissen, ob du zu unserem Mädelsabend kommst.«

Ivy drehte den Verlobungsring um ihren Finger. »Ich weiß nicht –«

»Wage es ja nicht, mich wieder mit irgendeiner schwammigen Ausrede abzuwimmeln. Letzte Woche hast du gesagt, dass du es dir überlegen willst.«

»Ich würde ja auch gerne kommen. Aber Seth hat mir gestern von dieser Wohltätigkeitsgala erzählt. Wichtige Leute von seiner Firma kommen da und –«

Cheryl schürzte die Lippen. »Oh, oh. Seit Mr Schickimicki dir diesen Ring an den Finger gesteckt hat, haben wir gar nichts mehr von dir.«

Ivy seufzte und versuchte halbherzig, die Last wegzuschieben, die sich auf ihren Brustkorb senkte. »Ich weiß, ich weiß. Seth bekommt jede Menge Druck von seinem Vater. Er soll zeigen, dass er es verdient hat, die Firma zu übernehmen. Sein Dad gibt ihm alle möglichen Aufgaben.« Sie zuckte mit den Schultern. »Seth braucht mich dabei.«

Cheryl zog eine ihrer perfekt gestylten Augenbrauen hoch. »Beim nächsten Mal aber, okay? Ich weiß, dass du mit uns viel mehr Spaß hättest als bei diesen steifen Empfängen.«

»Ich komme«, antwortete Ivy, wohl wissend, dass es ein leeres Versprechen war. Wenn sie zwischen Seth und ihren Freundinnen entscheiden musste, war der Ausgang klar. Ihre Freundinnen ärgerten sich vielleicht, aber sie würden es ihr nicht übel nehmen.



Nachdem die Schulglocke verklungen war, räumte Ivy ihre Akten fort und ging über den sonnenbeschienenen Parkplatz. Während sie auf den Ledersitz ihres Wagens sank, blickte sie auf ihr Han-

dy. Der Geruch nach neuem Auto, intensiviert von der Hitze der Sonneneinstrahlung, ließ Ivy die Nase rümpfen.

Sechs verpasste Anrufe von Mom. Ivy lehnte den Kopf gegen die Kopfstütze und schloss die Augen. Das letzte Mal hatte ihre Mutter einen solchen Telefonterror gemacht, als sie Hilfe gebraucht hatte, um ihre Kontakte aus dem alten Klapphandy auf ihr neues Smartphone zu übertragen. Keine Ahnung, was es diesmal war.

Ivys Daumen schwebte über der Hörertaste, um zurückzuruft, aber dann legte sie das Handy stattdessen in die Mittelkonsole. Was auch immer es war, es konnte warten. Sie brauchte die paar Minuten Fahrt, um sich zu entspannen. Um irgendwie von der Pädagogin, die auf dem Fußboden saß und mit einem Kind ein Toilettenspiel spielte, in die Rolle der gesellschaftlichen Hochstaplerin zu schlüpfen, die keinerlei Begabung für Small Talk hatte und immer wieder vergaß, welche Gabel sie wofür benutzen sollte.

Während sie fuhr, achtete Ivy auf die Hinweisschilder auf der Autobahn. Was wohl geschah, wenn sie einfach die nächste Ausfahrt nahm und fuhr, bis ihr das Benzin ausging? Wenn sie einfach allen Erwartungen davonfuhr, die auf sie einstürzten? Erwartungen ihrer Eltern, die permanent versuchten, sie wieder nach Hause zu locken. Erwartungen ihres Verlobten, der sie zu der Person machen wollte, die *er* am besten fand – und der darauf bestand, dass sie ihre Kleinstadtwurzeln überwand. Was immer das bedeutete.

Stattdessen fuhr Ivy auf ihren Parkplatz in der bewachten Wohnanlage. Seth hatte ihr die Wohnung besorgt, nachdem sie sich verlobt hatten. Und es war wirklich eine fantastische Wohnung.

Trotzdem vermisste Ivy ihre am Hungertuch nagenden Künstlerfreunde mit den gebatikten Gardinen und die alten Nachbarn, die mitten im von Unkraut überwucherten Hof auf Liegestühlen saßen und plauderten.

Obwohl sie ihm versichert hatte, dass sie sich in ihrer alten

Wohnung sehr wohlfühlte, hatte Seth darauf bestanden, dass es nicht gut aussehe, wenn seine zukünftige Frau in *diesem* Teil der Stadt wohnte. In ihrem neuen Vorzeigeviertel, in dem sogar die Grashalme in Reih und Glied standen, war nie jemand auf der Straße zu sehen.

Ivy stieg aus ihrem Wagen und bereitete sich seelisch darauf vor, ihren wadenlangen Rock, die Bluse und die flachen Schuhe gegen das schwarze Etuikleid mit Pailletten und die hohen Pumps zu tauschen, die Seths Mutter am Tag zuvor geschickt hatte. Sie würde aus dem einen Leben hinaus- und in das andere hineinschlüpfen, als würde sie sich häuten.

# Kapitel 3

8. September 1994

Nach zwanzig Minuten Fußweg von seinem Lager aus, das winzige Baby fest an sich gedrückt, erreichte Harvey die Straßenecke Nolensville und 41st Street. Er kniete sich hinter eine Gruppe Büsche und verbarg sich so vor den Autos, die am Stoppschild Schlange standen, um abzubiegen. Unter den grünen Ästen legte er das eingewickelte Baby ab.

Er warf einen Blick über seine Schulter zu dem gelben Lichtschein, der das Schaufenster des Billigladens schwach erleuchtete. Noch eine Stunde bis Ladenschluss. Er schluckte den bitteren Kloß Stolz hinunter, der in seiner Kehle aufstieg, und schrieb im Schein der Straßenlaterne seine Botschaft auf ein Stück Pappe. Dann atmete er tief ein und richtete sich auf. Er konnte es tun. Für die Kleine.

Er zwang sich, mit den Fahrern Blickkontakt aufzunehmen, während er sich das Schild vor die Brust hielt. Die anderen Männer wandten den Blick ab. Die Blinklichter blinkten im Takt mit seinem hämmernden Herzen. Ein Auto nach dem anderen fuhr vorbei.

Eine Frau gab ihm die Telefonnummer einer Suchtberatung.

Ein Mann bot an, ihm eine Mahlzeit vom Imbiss zu holen.

»Nein danke, Sir. Aber wenn Sie ein bisschen Kleingeld übrig haben –«

Der Blick des Mannes wurde streng und seine Miene hart – dann kam das Geräusch des automatischen Fensterhebers.

Harveys Knie zitterten unter der Last der wertenden Blicke und er wünschte, der Erdboden würde sich auftun – oder aber eine Chance zu erklären, worum es ging. Milchpulver und Windeln.



Ein ausgesetztes Baby. Schön. Zerbrechlich. Hungrig. Schützenswert. Das Herz brannte in seiner Brust.

Aber wenn er diese Dinge sagte, würden die Behörden kommen und das System würde dieses Baby mit Haut und Haaren verschlingen.

Eine Frau mit einem Autotelefon am Ohr kam näher und fuhr ihr Fenster herunter. Sie drückte ihm einen Dollar in die Hand, die Augen starr nach vorne gerichtet. Ins Telefon sagte sie: »Ich habe gerade einem Obdachlosen geholfen. Das ist ein gutes Gefühl.«

*Harvey*, wollte er sagen. Sein Name war Harvey und zum ersten Mal in seinem Leben war jemand auf ihn angewiesen.

Sein Blick wanderte zu dem Baby. Dem Bündel im Gebüsch, reglos und still. Wie schnell musste ein Baby nach der Geburt essen? Harvey spürte, wie ihm der Schweiß übers Gesicht lief.

So würde das niemals funktionieren. Wenn er hier an der Straßenecke stand, war er in den Augen anderer nichts als ein Bettler, der Geld für Drogen erbettelte. Er ballte die Fäuste, bis die Pappe in der Mitte zusammenknickte.

Während er sich dem Laden zuwandte, schlossen seine Finger sich um den einsamen Dollar in seiner Tasche. Eins nach dem anderen verloschen die Neonlichter, bis das Geschäft im Dunkeln lag. Noch dunkler war das Gefühl, das sich in Harvey ausbreitete.

Nachdem er die Pappe weggeworfen hatte, kniete er sich hin und nahm das Kind auf den Arm, das in seinen riesigen Händen furchtbar zerbrechlich aussah. Er schob die Kleine wieder unter sein Hemd und spürte ihre weiche Haut an seiner. Warm. Das zarte Auf und Ab ihres Rückens war ihm ein Rätsel. Dieser neue Mensch, voller noch unentdeckter Möglichkeiten. Von segensreicher Ahnungslosigkeit, was seine Umstände betraf. Die Lider des Säuglings zuckten und sein Mund bewegte sich, als wären seine Träume süß.

Harvey schloss die Augen. »Es tut mir leid. So schrecklich leid. Ich dachte, ich könnte irgendwie ...« Sein Kinn bebte und schnitt

ihm das Wort ab. Er kniff die Augen zusammen, um den Schmerz nicht zu spüren, und rang um Atem, der in seiner Brust stecken blieb.

Wie hatte dieses kleine Menschlein es geschafft, seinen eisernen Panzer so schnell zu durchbrechen?

Harvey klammerte sich im Licht der Straßenlaterne an das Kind, mit dem er jetzt allein an der Kreuzung stand.

Dann wählte er eine Straße ein Stück weiter, in der ein paar Häuser standen. Vielleicht gab es ja eines mit Spielzeug im Garten. Dann würden die Leute dort wissen, was die Kleine brauchte.

Er passierte ein Haus nach dem anderen, die meisten von ihnen dunkel. Seine Füße wollten einfach nicht stehen bleiben.

Ein Name. Wenn er sie mit einem Namen zurückließ, würde sie immer etwas von ihm besitzen. Harvey sah sich in der Dunkelheit nach irgendeiner Inspiration um. An der Straßenecke stand eine riesige alte Eiche. Englischer Efeu rankte sich am Baumstamm hoch, die Blätter so dicht, dass die Rinde nicht zu sehen war.

»Ivy. Ivy Rose. Wie gefällt dir das?«

Das Baby grunzte und quiekte im Schlaf wie ein neugeborener Welpe.

»Wenn du es genau wissen willst, nenne ich dich Ivy, weil du dich schneller um mich gewickelt hast, als ich blinzeln konnte, und mein Herz lebendig gemacht hast. Und Rose ist für ... für jemanden, dem ich helfen wollte, aber bei dem ich versagt habe. Bei dir werde ich nicht versagen. Für dich werde ich stärker sein.«

Er berührte mit den Lippen den flauschigen Kopf, der unter seinem Kinn ruhte, und atmete den Säuglingsgeruch ein, um ihn sich genau einzuprägen. »Du bist geliebt, Ivy Rose. Du bist gewollt.«

Harvey lief weiter zur nächsten Straße. Nebel stieg auf, als die kühle Nachtluft sich mit der Luftfeuchtigkeit des Tages vermählte. Er spähte durch den Dunst auf der Suche nach dem Mond.

*Gott, wenn du da oben bist ... Ich kenne dich nicht. Aber irgendwie weiß ich, dass du dieses Kind kennst. Hilf mir, den Menschen zu finden, der für die Kleine sorgen soll ... Amen!?*

Hörte Gott so einfache Gebete?

Ein Gebäude mit Turm tauchte vor Harvey auf, als er um eine Kurve bog, eine weiße Erscheinung im Nebel. Vorne brannte ein Licht und ein anderes auf der Rückseite.

Harvey ging um das Haus herum. Das Licht fiel auf ein Schild, auf dem »Mutter-Kind-Laden« stand. Er hielt Ivy mit einem Arm, während er mit der anderen Hand seine Augen beschattete und versuchte, hinter der spiegelnden Fensterscheibe etwas zu erkennen. Er entdeckte die Umrisse von Babykleidung, Windeln, Fläschchen und Milchpulver.

Harveys Herz hämmerte in seiner Brust und sein Atem stockte, als er nach dem Türknauf griff. Er ließ den Knauf los, als wäre er glühend heiß. So ein Mensch war er nicht. Aber Ivy brauchte ihn.

Er trat drei Schritte zurück und entdeckte eine Hecke aus Aro-niasträuchern. Er zog das Baby unter seinem Hemd hervor und legte es wieder unter schützende Äste.

Harvey schluckte, um das mulmige Gefühl im Magen loszuwerden. Er hatte noch nie etwas gestohlen. Er würde nur das Allernötigste nehmen und dann einen anderen Weg finden, um für Ivy zu sorgen. Nachdem er zum ersten Mal im Leben mit Gott gesprochen hatte, war diese Kirche mit dem Charity-Laden aufgetaucht. Das musste doch etwas bedeuten – oder?

Er betätigte den Türknauf und trat vorsichtig ein. Als das Knarren der rostigen Türangeln die Stille der Nacht zerriss, fuhr Harvey zusammen. Er blieb reglos stehen und hielt die Luft an, während er lauschte, ob es im Innern irgendwelche Bewegungen gab. Er ließ die Tür hinter sich offen stehen, sodass der Mondschein hineinfiel. Eine Tüte für seine Beute in der Hand, atmete er einen merkwürdigen Geruch ein – feuchter Keller, gemischt mit Baby-puder.

Er griff sich Windeln und Feuchttücher. Dann trat er zu den Packungen mit Milchpulver und überflog die Etiketten für den Fall, dass es eine besondere Sorte für Neugeborene gab. Eine Flasche. Ein Buch über Säuglingspflege. Er stand an der Tür im silbernen

Licht des Mondes und blätterte durch die Seiten. Und die ganze Zeit hämmerte sein Herz so laut, dass er sicher war, die Polizei im nächsten Bezirk würde es noch hören.

Natürlich, Kleider. Er nahm einen lilafarbenen Strampler vom Regal und hielt ihn hoch, um zu schätzen, ob er Ivys Größe hatte. Obwohl das Kleidungsstück winzig war, schien es ihm immer noch zu groß.

Als er den Strampler gerade in die Tüte stopfte, flutete plötzlich Neonlicht von der Decke den Raum. Harveys Herz machte einen Satz und hörte dann auf zu schlagen.

»Hey! St-topp ... was ... was tun Sie da?«

Harvey hielt sich die Arme vors Gesicht und blinzelte, um zu sehen, wem die unsichere Stimme gehörte, die ihm von der im Dunkeln liegenden Treppe aus zugerufen hatte. Er wich zur Tür zurück.

»Hey. Es ist mein Ernst. Stopp!«

Harvey blieb wie angewurzelt stehen.

# Kapitel 4

## *Gegenwart*

Ivy starrte aus dem Fenster in die Scheinwerfer auf der anderen Seite der Autobahn. Seths Stimme neben ihr ertönte in einem stetigen Monolog und bildete das Hintergrundgeräusch zu ihren Gedanken. Seit er sie abgeholt hatte, hing er ununterbrochen am Telefon. Offensichtlich war irgendwas Wichtiges vorgefallen. Normalerweise gab es Blumen und Komplimente zu ihrem Kleid. Aber heute Abend hatte er sich nicht einmal die Mühe gemacht, aus dem Auto zu steigen, und sie kaum angesehen.

Als Seth das Telefonat beendet hatte, drehte Ivy sich auf dem Beifahrersitz in seine Richtung. »Alles in Ordnung?«

»Natürlich. Warum?«

»Du wirkst abgelenkt.«

»Nur was Dienstliches. Nichts, was dich interessieren muss.«

Sie legte eine Hand auf sein Knie. »Wenn es Teil deines Lebens ist, dann interessiert es mich auch.«

Er senkte den Blick. »Was trägst du denn da? Das ist aber nicht das Kleid, das Mutter geschickt hat.«

Sie zog das lange Sweatshirt wieder über den gelben Stoff ihres Kleides. Eigentlich hatte sie gedacht, es würde ihm gefallen. Es war bunt und fröhlich und hatte einen eleganten Schnitt. Wenigstens fand Ivy das.

»Ich rufe sofort bei dem Laden an. Solche Fehler sind ganz und gar inakzeptabel.« Er rückte seine weiße Smokingkrawatte zurecht und nahm das Handy von seinem Schoß.

»Sie haben nicht das falsche Kleid geschickt, ich –«

Er schnaubte und warf das Telefon wieder auf die Konsole.

»Geschlossen. Natürlich. Das war das letzte Mal, dass ich dort etwas –«

»Seth.«

»Ist mir wirklich peinlich, dass das passiert ist. Dieses Kleid ist ...« Er sog die Luft durch die Zähne und schüttelte den Kopf.

»Sie haben keinen Fehler gemacht.« Ivy spürte ein Brennen hinter den Augen. »Ich hatte einfach Lust, etwas Fröhlicheres anzuziehen. Etwas, was Laune macht.«

Er starrte unverwandt auf die Straße. »Darüber haben wir doch gesprochen, Liebling.«

Als wäre sie Alice im Wunderland und hätte von einem Zauberkostüm gekostet, wurde sie kleiner, als sie seinen Tonfall registrierte. Leise und fest, so als spräche er mit einem ungezogenen Kind.

»Du wirst buchstäblich wie ein bunter Hund auffallen. Die Veranstaltung ist ganz in Schwarz-Weiß gehalten. Du wirst die Einzige in Farbe sein.«

Ivy blinzelte schnell und ballte eine Hand zur Faust, bis sich ihre Fingernägel in die Handflächen bohrten. Die Rücklichter vor ihnen wurden zu verschwommenen roten Flecken. »Ich ... Mir war nicht klar ...«

»In der Einladung, die ich dir geschickt habe, stand es aber. Ich versuche nur, dir zu helfen, damit du deinen Platz findest, aber du weigerst dich, einfache Anweisungen zu befolgen. Ich verstehe dich nicht.«

Ivy zog eine Grimasse, weil sich ihr Brustkorb schmerzhaft zusammenzog. »Es tut mir leid.« In ihrer Handtasche klingelte das Handy. In ihrer Verzweiflung, dieser Diskussion über ihre endlose Folge von Fauxpas zu entfliehen, nahm sie das Gespräch an, ohne auf das Display zu sehen.

»Wo bist du? Ich dachte, du wärest längst hier.« Besorgnis schwang in der dunklen Stimme ihres alten Schulfreundes mit. Einer Stimme, die sie seit Monaten nicht mehr gehört hatte. »Reese? Wovon redest du?«

Einen Moment lang war es still am anderen Ende der Leitung.

»Hast du nicht mit deiner Mom oder deinem Dad gesprochen, Ivy?« Ivys Magen zog sich zusammen, als sie seinen ernsten Tonfall hörte.

»Ich habe ein paar Anrufe von Mom verpasst, aber ich war so in Eile, dass ich noch nicht zurückgerufen habe.« Ihre Stimme brach. »Was ... was ist denn passiert?«

Ivy blickte auf. Es kam ihr vor, als würde der Wagen gleich abheben, während sie ständig zwischen Spuren hin und her wechselten. Seths Miene war grimmig. Die Tachonadel wanderte immer höher. Ivys Herzschlag wurde schneller. »Seth, bitte. Nicht so schnell.«

»Bist du noch da, Ivy? Ist jemand bei dir?« Reese' Stimme lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Anruf.

»Ja, ich –«

»Gut, gut. Hör zu, du musst nach Hause kommen. Deiner Grandma geht es nicht gut. Die Ärzte sorgen dafür, dass sie keine Schmerzen hat, aber mehr können sie nicht tun. Sie ist bei klarem Verstand und sagt jedem, der es hören will, dass vierundneunzig ein gutes Alter ist und dass sie bereit ist, Jesus zu sehen. Aber sie fragt nach dir.«

Kummer breitete sich in Ivy aus und schnürte ihr die Kehle zu. »Wie lange hat sie noch?«

Reese seufzte. »Das wissen sie nicht genau. Aber ich würde mich beeilen. Sie ist eine Kämpfernatur, aber sie ist ziemlich schwach.«

»Natürlich. Ich muss nur kurz nach Hause und mich umziehen, dann komme ich.«

»Ich habe mir Sorgen gemacht, als ich beim Krankenhaus ankam und du nicht da warst. Das sieht dir gar nicht ähnlich. Fahr vorsichtig, okay?«

Die Sanftheit in seiner Stimme hätte ihr beinahe den Rest gegeben. Sie brachte eine erstickte Antwort heraus und legte dann auf.

Seth starrte mit finsterner Miene durch die Windschutzscheibe. »Ich kann nicht fassen, dass du einen Anruf von ihm angenommen hast, während ich dabei bin. Mir ist egal, wie oft du behauptest, ihr wäret nur Freunde. Es gefällt mir nicht.«

Ivy blinzelte, um die Tränen zurückzuhalten. »Kannst du mich bitte nach Hause fahren?«

Seth schüttelte den Kopf. »Wir haben keine Zeit dafür, dass du dich umziehst. Du wirst mitkommen müssen, wie du bist.«

Ivy presste die Fingerspitzen an ihre Augenwinkel. »Ich will mich nicht umziehen. Ich muss nach Triune. Meine Großmutter liegt im Sterben.«

Seths Kopf neigte sich ein wenig zur Seite. »Ach, das ist bedauerlich.« Während er sich weiter durch den Verkehr schlängelte, nahm er sein Handy und fing an, seine E-Mails zu lesen.

Ivy schniefte und presste die Lippen aufeinander, während sie versuchte, die Tränen mit reiner Willenskraft zurückzuhalten. Meilensteine sausten an ihr vorbei und Ivy hielt nach der nächsten Ausfahrt Ausschau, an der sie von der Autobahn abfahren und umkehren konnten. Aber Seth wechselte nicht auf die rechte Spur, als die Ausfahrt näher kam. »Fährst du nicht raus?«

»Wir sind nur noch fünf Minuten von der Gala entfernt. Wir können doch kurz dort erscheinen, uns zeigen und dann wieder gehen.«

*Ist das sein Ernst?* »Ich ... ich bin gerade nicht in der Lage, mit fremden Leuten Small Talk zu halten. Lieber nicht.«

»Ich weiß, dass du traurig bist, Schatz, aber bei dieser Veranstaltung aufzutauchen, ist wirklich wichtig.«

»Meine Eltern brauchen mich.« Verstand er das nicht?

»Die sind erwachsen und kommen noch ein bisschen länger ohne dich klar.«

»Ich muss mich von meiner Grandma verabschieden.«

Seth tätschelte ihr Bein. »Und das wirst du ja auch. Nachdem wir kurz bei der Gala waren. Deine Eltern haben dich im Laufe des letzten Jahres dreimal einbestellt, um dich von ihr zu verabschieden. Ich bin sicher, das ist wieder so eine Gelegenheit. Und wenn es zum Schlimmsten kommt und sie stirbt, bevor du dort bist, kannst du sicher sein, dass die Frau weiß, wie viel sie dir bedeutet.«



Ivy sog scharf die Luft ein. »Seth, das ist meine Familie, von der du da redest. Das sind die Menschen, die mich großgezogen haben. Sie drehte den Ring um ihren Finger, immer wieder, und spürte, dass er ungewöhnlich fest saß. Ihre Hände mussten angeschwollen sein. »Du verstehst das nicht. Mein Onkel –«

»Du hast recht. Ich verstehe das nicht. Ich weiß, dass ihr euch alle gut versteht, aber es ist schon merkwürdig, dass deine Eltern so tun, als wärest du der Mittelpunkt des Universums. Irgendwann musst du dich doch mal abnabeln. Wenn nicht, werden diese Familienbande dich noch erwürgen.«

Ivy biss sich auf die Lippe und schluckte, um den dicken, schweren Kloß im Hals loszuwerden. »Mom hat in letzter Zeit schon häufiger gesagt, dass sie das Gefühl hat, du würdest mich von ihnen fernhalten. Sie ... sie findet, dass unsere Verlobung ein Fehler war. Wenn sie erfahren, dass ich zu einer Party gegangen bin, obwohl ich wusste, dass Grandma im Sterben liegt ...«

Seths Hände krallten sich fester um das Lenkrad. Immer noch kroch die Tachonadel weiter rauf. Ivy hielt sich am Haltegriff über der Tür fest.

»Das sind die Leute, die du unbedingt sehen willst?« Er fädelt sich zwischen den anderen Autos hindurch und schoss dann über drei Spuren, um noch die Ausfahrt zu erreichen.

Ivy kniff die Augen zusammen und kämpfte gegen die aufsteigende Übelkeit an. »Seth, bitte.«

»Man könnte doch meinen, anstatt mich zu hassen, sollten sie ein bisschen dankbar sein. Schließlich habe ich dich aus dem Sackgassenjob als Kellnerin geholt, in den du dich hineinmanövriert hattest. Hab dir einen Job an einer angesehenen Privatschule besorgt, obwohl du null Erfahrung vorweisen konntest. Das hätte nicht jeder hingekriegt. Verstehen sie denn nicht, dass ich gut für dich sorgen werde?«

Ivy starrte ihn mit offenem Mund an. Klar, er hatte schon mehrmals damit angegeben, dass er ihr die Stelle verschafft hatte, aber so offen gedemütigt hatte er sie noch nie. Oder? »Komm mit,

Seth. Dann können sie dich besser kennenlernen.« *Zeig ihnen, dass sie sich in dir täuschen.*

Doch Seth schüttelte den Kopf. »Geht nicht. Ich arbeite an einem wichtigen Fall.«

Es schien für ihn gar kein Problem zu sein, Wörter wie »abnabeln« auszuspucken. Aber wie würde er sich wohl fühlen, wenn sie so etwas zu ihm sagte über *seine* Familie? Wenigstens versuchte Ivys Mutter nicht, ihn einzukleiden und ihm ungebetenen Benimmunterricht zu erteilen.

Natürlich verstand Seth Aaron Walker III., Mr Blut-ist-dicker-als-Wasser, ihre Familie nicht. Eine Familie, in der keine zwei Personen biologisch verwandt waren. Aber sie hatte doch etwas mehr Verständnis erwartet. Mitgefühl. *Das* waren die Menschen, bei denen sie aufgewachsen war. Die sie geprägt hatten. Mochte Seth dieses Mädchen überhaupt oder nur die Frau, von der er glaubte, dass er sie formen konnte?

Schließlich fuhr Seth doch direkt zur Gala, ohne Ivys Bitte zu beachten. Ein Bediensteter öffnete Ivys Beifahrertür. Seth war schon auf dem Weg ins Haus. Sie folgte ihm und war immer drei Schritte zurück, egal, wie schnell sie in den hochhackigen Schuhen, die ihre Zehen zusammenquetschten, zu laufen versuchte.

Der Türsteher öffnete die große Tür, die in den riesigen, offenen Raum führte. Hell und glitzernd, voll mit eleganter Einrichtung und befrackten Kellnern mit glänzenden Tablett voller Champagnergläser. Seth trat ein, ohne sich umzusehen. Er sah eine Gruppe seiner Kollegen und gesellte sich zu ihnen, ohne Ivy eines Blickes zu würdigen.

»Darf ich Ihren Pullover nehmen, Miss?«

Ivy fuhr zusammen, als sie so angesprochen wurde, und zog ihr Sweatshirt fester um sich, als könnte das Kleidungsstück sie vor mehr als der abendliche Kühle schützen. »Nein danke.«

Langsam ging sie an der Wand entlang einmal um den Raum herum und betrachtete die Welt, in die sie nicht gehörte. Ein sandfarbenes Kleid wäre besser gewesen als Sonnenblumengelb.

Wenigstens wäre sie dann vor der Wand so gut wie unsichtbar gewesen.

Ivy schloss einen Moment lang die Augen und sperrte ihre Umgebung aus. Sie war wieder acht Jahre alt und saß neben ihrer Großmutter auf der Schaukelbank ihrer Veranda. Den Magen voll mit selbst gebackenen Schokoladenkeksen und Milch.

Grandma hatte mit ihrem faltigen Daumen ein paar Krümel von Ivys Wange gewischt und gelächelt. *Weißt du eigentlich, wie viel Freude du in meine Welt bringst, einfach weil du bist, wer du bist, Ivy?*

Ivy blinzelte und räusperte sich, weil ihre Kehle durch diese Erinnerung plötzlich wie zugeschnürt war.

Aus den Minuten wurden Stunden und Seth plauderte immer noch mit Leuten. Ivy warf ihm vielsagende Blicke zu, denen er auswich. Er weigerte sich, ihre Anwesenheit im Raum überhaupt zur Kenntnis zu nehmen.

Sie hatte hier nichts zu suchen. Vor allem nicht wenn eine verschlafene Stadt in Tennessee ihren Namen rief – wo ihre Familie sich um das Krankenhausbett einer Frau versammelt hatte, die ihr Leben lang all die Liebe, derer sie fähig war, an andere verschenkt hatte.

Ivy sah zu Seth hinüber, der ihr den Rücken zugewandt hatte. Er war ins Gespräch vertieft, also suchte Ivy sich eine ruhige Ecke, zog ihr Handy heraus und bestellte ein Taxi. Ihr Puls hämmerte wie wild, als sie den Ballsaal verließ. Ab wann hatte ihre Beziehung sich eigentlich nicht mehr wie eine Partnerschaft auf Augenhöhe, sondern eher wie eine Geiselnahme angefühlt?